

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 174.

Montag, den 27. Juli 1908.

23. Jahrgang.

Das Weib, das du mir gabst!

Roman von Lady Troubridge.

Fortsetzung.

„Wenn meine Gegenwart Ew. Königliche Hoheit lästig ist, dann werde ich mich sofort zurückziehen“, sagte Moira zitternd.

„Nein, nein, daß Schicksal hat uns zusammengeführt, ich freue mich, wieder einmal mit Ihnen plaudern zu können.“

Durch eine Handbewegung forderte er sie auf, sich neben ihn zu setzen und schaute ihr dann mit ernstem, forschendem Blick in die Augen.

„Haben Sie denn die Vergangenheit ganz vergessen?“

„Ich habe sie nie vergessen“, erwiderte Moira. „Keine Stunde in all den Jahren, seit wir uns nicht mehr sahen, in der ich Ihrer nicht gedacht und des unglücklichen Geheimnisses, das uns trennte.“

Der Großherzog stieß ein rauhes Lachen aus, unter dem sich tiefer Schmerz barg.

„Geheimnis ist wohl kaum das richtige Wort, Moira. Es war wenig Geheimnisvolles in Ihrem letzten Briefe, den ich, ein gereifter Mann, all die Jahre hindurch bei mir trug, und den ich jetzt noch auf dem Herzen trage, wenn auch die Schrift durch meine heißen Tränen schon halb verwischt ist.“

„Wenn dem so ist, Königliche Hoheit, dann wäre es für mich ein Beweis allerhöchster Gnade, wenn Sie mir den Brief zeigen wollten.“

„Diese Bitte darf nur eine an mich richten und nur dieser einen werde ich sie erfüllen. Ich will ihn Ihnen zeigen, Moira!“

Zu nächsten Augenblick schon konnte sie sich selbst mit tiefer Bewegung überzeugen, daß er nicht übertrieben hatte. Der Brief war vom häufigen Lesen und den Tränen, die auf ihn gefallen waren, ganz vergriffen und vergilbt; aber Moira konnte die Worte noch entziffern. Sprachlos vor Ueberraschung las sie ihn langsam, Wort für Wort. Er enthielt die Bitte in der kältesten, herzlosesten Form um Annulierung der Heirat; mit abstoßender Offenheit wurde erklärt, daß die Einwilligung der Schreiberin nur durch die Ueberredung gewonnen wurde und in gressem Gegensatz zu ihren wahren Gefühlen stand.

„Niemals schrieb ich diesen Brief, Königliche Hoheit“, sagte Moira, ihn dem Großherzog zurückgebend; „ich kann es auf dem Kreuzifix beschwören, meine Mutter schrieb ihn und ich kann es durch ihr eigenes schriftliches Bekenntnis beweisen.“

„O Moira, Ihre Worte erschüttern mich tief, denn sie tragen den Stempel der Wahrheit an sich. O hätte ich Ihnen nur vertraut und geglaubt, dann wären mir zwanzig öde, traurige Jahre erspart geblieben, zwanzig Jahre, die gleich unserer Jugend unwiderbringlich dahin sind und nie mehr ersetzt werden können.“

„Das Schicksal wollte es“, erwiderte Moira und wiederholte diese Worte immer wieder, als ob ein Rauber in

(Nachdruck verboten.)

ihnen läge, der die auf sie einstürmende Verzweiflung bannen konnte.

„Was für ein Engel müssen Sie sein“, sagte er, bewundernd in das tief erblaute Antlitz an seiner Seite blickend, „wenn Sie mich nicht hassen, mir nicht zürnen, nachdem ich doch Ihr ganzes Lebensglück zertrümmert.“

Er reichte ihr die Hand, die sie mit Tränen und Küssen bedeckte.

„Weit entfernt Sie zu hassen, Königliche Hoheit, ließ ich keinen Tag, keine Stunde vorübergehen, ohne des Himmels Segen auf Sie herabzuflehen; keine Stunde meines ganzen Lebens gab es, in der ich nicht bereit gewesen wäre, mein Dasein für Sie zu opfern, wenn es für Ihr Glück nötig gewesen wäre.“

Tief gerührt zog sie der Großherzog an sein Herz und küßte sie — waren auch das Feuer und die Leidenschaft der Jugend erloschen, so lag in diesem Kuß doch so warme Zärtlichkeit, daß sie sich wie lindender Balsam auf Moiras wundenes Herz legte. Stodend und zögernd teilte sie ihm mit, wie hart und grausam ihre Mutter gewesen und was für einen verhängnisvollen Irrtum sie begangen habe, indem sie vor der Geburt des Kindes die Heirat als null und nichtig erklären ließ.

Aufs Höchste gespannt hörte der Großherzog zu, als hänge seines künftigen Lebens Schicksal davon ab; er las auch den Brief ihrer Mutter und hielt während der ganzen Zeit Moiras Hand, die er zu wiederholten Malen küßte, fest in der seinen.

„Wußt ich's doch, vom ersten Augenblick an vermutete ich es; als mir das Kind so rührend in seiner Schönheit vorgestellt wurde, erblickte ich in ihm Dein Ebenbild.“

„Und Du wirst sie schützen“, bat Moira dringend, „Du wirst sie als Deine Tochter anerkennen, nicht wahr? Wenn Du das tust, dann verschwindet aus meiner Brust jedes Gefühl des Grolles, jeder bittere Gedanke der letzten Jahre. Für mich selbst verlange ich nichts; möge die Welt glauben, daß unsere Heirat aus politischen Gründen getrennt wurde. Der Kummer hat mein Haar gebleicht, ich bin nicht mehr jung und habe der Welt abgeschlossen. Nur von Zeit zu Zeit möchte ich Dich sehen, Deine Stimme hören, wenn sie, wie eben jetzt, sanft und liebend zu mir spricht; damit werde ich mich begnügen. Ihr jedoch soll ihr Recht werden, ich bitte Dich flehentlich darum; denn ihre Stellung, ja ihr ganzes Leben hängen davon ab.“

„Sei unbesorgt. Ich werde die nötigen Schritte einleiten, um Iris' Legitimität zu erklären und glaube nicht, daß ich auf ernstliche Schwierigkeiten stoßen werde. Steinburg wird es nun nicht mehr wagen, geringschätzig von ihr zu denken. Aber, Moira, ich kann nicht von Dir scheiden!“

„Es muß sein!“ erwiderte sie ruhig. „Auch wenn ich noch jung wäre, hätten sich nach Deiner Thronbesteigung unserem Zusammenleben tausend Schwierigkeiten entgegent-

steht. Jetzt, daran darfst Du nicht denken; ich habe mit al- dem abgeschlossen und weiß, daß Du mir das nie mehr ent- reißest, was ich Dir mühsam errungen: den Frieden. Denken wir nur an unser Kind. Hast Du eine Ahnung, wo sich Rudolf aufhält?"

"Gewiß, und eben deshalb kam ich. Ich wollte Iris mitteilen, daß Tornheim einen Brief von Steinburg er- halten hat und wir also seine Spur verfolgen können. Er schrieb von einem Pariser Hotel aus. Nun ist die Frage, soll ich zu ihm gehen oder willst Du es tun?"

"Laß mich gehen," bat Moira dringlich. "Du kannst so viel für Iris tun und ich so wenig." Ueberlaß mir die Freude, ihn ihr zurückzubringen."

"Ich kann dich aber nicht so allein gehen lassen!" Ein glückliches Lächeln flog über ihre Züge. Ihr ganzes Leben lang war sie allein gewesen, es war so ungewohnt für sie, daß sich jemand sorgend um sie mühte und daß gerade er so, bedacht für sie war, berührte sie doppelt wohlthuend.

Und so schmiedeten sie Pläne für Iris' Säug und Glück; mit einem ganzen Ball von sorgender Liebe wollten sie sie umgeben. Beide waren beseelt von dem sehnsüchtigen Wunsch, ihr Kind schon früher gefunden zu haben; wie reich und schön hätten sie dann dessen Leben gestalten können! Jetzt konnten sie nichts tun, als dem die Wege ebnen, dessen Eigen es nun war und von dem der Großherzog nur mit Ungebuld zu sprechen vermochte.

"Er soll es büßen!" rief er zornig.

"Wenn es nach mir ginge, müßte er auf den Knien von Paris hierher rutschen und ihr zu Füßen fallen, nur um von ihr verläßt zu werden. Ich war Zeuge der Qualen, die sie seinetwegen erduldet, ich sah, wie sie litt, wie ihr Herz fast brach, als er sich von dem Neß der gemeinen Lügen und Verleumdungen deiner infamen Schwester umgarnen ließ. Iris hat mir die ganze traurige Geschichte erzählt, und ich sehe in dem plötzlichen, drastischen Ende ihrer ersten Liebe das Warten des barmherzigen Gottes; denn Mark Sampden ist jetzt ihr Verwandter und als solcher verpflichtet, ihre Ehre zu schützen und zu verteidigen wie seine eigene."

"Er wird dies auch tun," sagte Moira. "Wie ein Narrich ist diese Liebe über ihn gekommen. Er hat bitter bereut."

Schon deckten die fahlen Schatten der Dämmerung die Erde und noch sprachen die beiden mit einander. Der Mann und das Weib, in deren Herzen die ferne, schöne Vergangen- heit nach so langen, einsamen Jahren wieder auflebte.

XXXXI.

Iris' Bild, wie sie schwach und gebrechlich, von fast durch- sichtiger Blässe auf ihrem Ruhebett lag und mit tapferem Abschiedslächeln emporschaute, jenem weichen Lächeln, das den Schmerz, die Wunde, die immer noch blutete, wie Moira nur zu gut wußte, dieses Bild verfolgte die Mutter während der ganzen ermüdenden Fahrt nach Paris. Ihr mitfühlen- des Herz erbebt unter diesem schmerzlichen Lächeln und fast hätte sie dem Mann geflücht, der ihr Kind so marterte, dem- selben Mann, dem sie nun nachfuhr, zu dessen Füßen sie sich, wenn nötig, werfen würde; denn lieber sich allen Demüti- gungen unterziehen als ohne ihn zurückkehren. Mit sanf- ter Hand strich sie Iris' Locken aus der Stirne und küßte sie immer und immer wieder.

"Ich weiß, woran du denkst und schwöre dir, daß ich ihn dir zurückbringen werde."

Ungeduldig wandte Iris den Kopf zur Seite, die bloße Erwähnung dieses Themas schien sie zu quälen. Ihre Mut- ter blickte wehmützig auf sie herab. Sie wagte nicht mehr über Steinburg zu sprechen und doch zögerte sie; denn sie wußte nur zu gut, was in Iris' Seele vorging. Sie wußte, daß sich nun mit zurückkehrender Gesundheit das Sehnen nach Liebe in die bitteren Gefühle verletzten Stolzes und tief empfundener Kränkung verwandelt hatten; denn unter der ruhigen Sanftmut und der Schüchternheit der Jugend lag ein unbändiger Stolz verborgen, ein Erbe ihrer jünst- lichen Ahnen, der ihr auch den Mut verliehen hatte, Rudolf

zu trohen, jener Stolz, der sogar Claudias unfreiwillige Be- wunderung hervorgerufen hatte. Liebe und Dankbarkeit hatten ihn in den ersten Zeiten ihrer Ehe nicht zu Wort kommen lassen, umso mächtiger stürmte er jetzt in Iris' Ge- müth und vermochte, sie ihre Gefühle sogar vor der Mutter Blid zu bergen.

Ueber Erziehung.

Von Maria Lang.

Die alte Methode zu erziehen bestand hauptsächlich da- rin, die Kinder gehorchen zu lehren, sie gefällig zu machen. Wie oft habe ich alte Mamas und Papas sagen hören: "Wenn man ihren Willen nur einmal gebrochen hat, dann hat man schon gewonnenes Spiel!" Mir schandete immer, ich hatte dabei Vorstellung von frachenden Gliedern und Ge- beinen. Sie meinen, so schlimm wars wohl nicht? — Doch! Ich glaube, viele junge Seelen sind dadurch für zeitliches verfrüppelt worden! Die Kinder, dieses "unaussprechliche Uebel", dahin zu bringen, daß sie nicht müßten, war das Ideal. Dieses "Nicht müßen" sagt alles! Es schließt alles Vergewaltigung, Zertretenheit, Herzleid — Unmögliches in sich ein wie ein Abgrund.

Sie meinten es ja auch gut mit ihren Kindern, meinten, Gehorsam tue doch stets und vor allem not, erst bei den El- tern, später bei den Vorgesetzten, schließlich bei der Obri- keit, also — üb' dich darin, Zugegeben. Aber ihre Anschau- ungen wuchsen aus einer Zeit heraus, wo man Bäume be- schnitt, Heden kusste, das Haar puderte, was sich reden und strecken wollte, rasierte, selbst das Capriciose nur nach ge- wisser Vorschrift und nicht nach besonderer Eigenart geüben ließ. Kaum hatten sich diesem ärgsten Zwang die Groß- mütter entwunden, so wurden unsere Mütter schon schnell wieder von der Krinolone eingefangen, das Wieder hat sie fast immer festgehalten — damit sie ja nicht bandenlos wer- den sollten. Ist es da zu wundern, daß wir Fesseln und wieder Fesseln finden allenthalben! Der Geist der Zeit drückt sich unverhohlen in jedem aus, in einer Verleugung ebenjogut als in einem Erlaß, und die Zusammenhänge sind leicht aufzufassen, wenn man willens ist, sie zu finden.

Unsere Zeit ist aber in ein anderes Stadium der Ent- wicklung getreten. Eine tiefe Sehnsucht nach Reinheit und Einfach erfüllt die Menschheit, wenigstens die Menschen, die den Herzschlag der Mtheit repräsentieren. Der Puder mußte dem eigenen Glanz der Haare weichen, die Schnörkeln schrecken uns ab und wir suchen die einfachsten, die verein- fachten Linien auf.

Und hingerissen von der göttlichen Schönheit des nad- ten Körpers erkennen wir die Karikatur der Schnürbrust und des Reifrocks. In solcher Zeit, da man sich huldigend vor dem Leben neigt, ist es nicht anders möglich als das Kind, das werdende, das künftige, Schicksalbeherrschende mit Ehr- furcht zu betrachten. Sein Glück, nicht unsere Bequemlich- keit ist unsere Direktive ihm gegenüber geworden. Als höchstes Glück betrachten wir aber all seine Kräfte an Leib und Seele voll entfalten zu können.

All seine Kräfte, das möchte ich dreimal unter- streichen! Wie von einem bösen Wahn befangen, scheinen mir manche Eltern, die unter einseitigem Lernen, unter blo- ßem Aufspeichern von Kenntnissen die Erziehung ihrer Kin- der verstehen. Besitzt der Mensch denn nur den Verstand allein? Sind wir nicht aus vielen Elementen wunderbar zusammengeleht, die alle wir entwickeln müssen, um die Herrlichkeit der Welt zu begreifen, die uns zum Gleichnis dient. Lernen und Wissen ist doch nur ein Teil der Er- ziehung, ist die Strickleiter, mittels der wir irgendwohin ge- langen können. Was nützt alle Gelehrsamkeit, wenn wir sie nicht aufs Leben anzuwenden vermögen? Um Wissen, Weisheit mit unserem Sein zu verknüpfen, bedürfen wir aber auch der Kenntnis vom Leben selbst. Darum sollen wir unsere Kinder von klein an nicht unter den Glassturz stel- len, sondern hellhörig werden lassen und scharfblickend.

Nicht nur das Hirn soll geübt werden, auch das Gemüt und alle Seelenkräfte, und, last not least, unser Körper,

Erst dann kann von Erziehung, von Bildung die Rede sein. Sich selbst und die Umwelt begreifen, in ein Verhältnis zu ihr treten können, dazu sollten wir unsern Kindern helfen, dazu sie rüfen. Nicht sie vom Leben trennen, sondern ihnen ein Stück Weg, verschwendete Kräfte, dahin eriparen. Obwohl — mancher Umweg ist auch heilsam und vor dem Verschwenden unserer Kräfte dürfen wir nicht immer zurückreden! Wie könnte Großes sonst geleistet werden, wenn wir uns nicht ganz verschwenden, ganz dahingeben könnten!

Ein großer Teil der Elternaufgabe besteht wohl nur im Briggelwegräumen, die durch die Verhältnisse den Kindern vor die Füße gerollt sind, im Beseitigen der Hemmnungen, die sie am Aufblühen und Emporschießen hindern könnten. Freilich kann man auch anspornen oder beschwichtigen, als treuer Gärtner Unkraut jäten und begießen, aber das Urweisen mangelhaften vermag man nicht. Goethe sagt es in den orphischen Urworten:

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen,
Nach dem Geſetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entziehen.
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerflüßelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Dieses Gesetz anzuspüren und sich in Einklang dazu bringen, darin liegt die Genialität des Erziehers. Dazu gehört Tapferkeit, denn es blühen Einem dabei die sonderbarsten, unerwartetsten Ueberraschungen, weil man fast immer von vorgefaßten Voraussetzungen ausgeht. Man sucht einen jungen Aar und hält ein liebes, kleines Ziesel in den Händen und kränkt sich über das häßliche junge Entlein, während ein Schwan Einem davonschwimmt.

Mit anderen Gleichnissen geredet: Manche Eltern wollen ihr Kind durchaus ans Land ziehen, merken nicht, daß es eine Forelle ist, die nur in kaltem, klarem Wasser gedeiht, oder schenken ein anderes, ein Eidechserl, das gern in heißem Sande liegt, wenn es nicht über zackiges Gestein huscht. Laßt doch jedes sein, was es ist! Ihm helfen, den rechten Platz ausfindig machen, das ist die Kunst. Widerwärtig erscheint mir nur, wenn man mir weismachen will ein Pfaui sei z. B. eigentlich ein Kameel usw. Darin, in diesem Verstehen, leisten Eltern zuweilen Unglaubliches und fügen ihren Kindern und sich selbst damit viel Schaden zu. Zur richtigen Bestimmung der Art unserer Kinder wird außer Mut noch große Selbsterkenntnis notwendig sein. Wenn die Natur auch in wundervoller Mannigfaltigkeit schafft und die Verbindung zweier Elemente ein ganz anderes drittes ergibt, so ist dieses doch durch die ersten bedingt. Durch das hinzutretende Zufällige wird es dann natürlich noch beeinflusst und variiert. Also Abstammung und Milieu, beide sind von der höchsten Bedeutung und müssen in Betracht gezogen werden, will man den werdenden Menschen begreifen. Dieses hinzutretende Zufällige haben wir am allerwenigsten in unserer Macht. Darüber können sich Eltern am allermeisten. Sie glauben ihre Kinder vor Tausenderlei durch Vorsichtsmaßregeln bewahren zu können, daß, kaum daß sie den Rücken kehren, Heroldbricht, eindringt, durch Rigen und Spalten wie Luft und Wasser. Fern von uns, ohne den Rückhalt, den wir knorrigen Alten bieten, bösen Einflüssen stand zu halten, wartet immer sie kommen, dazu müssen wir sie wappnen, müssen sie das Feindliche erkennen lehren, wie St. Georg sein Roß und seine Riden übte für den Kampf mit dem Drachen.

Zu allem aber, zum Kämpfen und Widerstehen, oder zum Genießen, zu Lust und Spiel oder höchster Erkenntnis bedürfen wir eines Instrumentes — unseres Körpers. Je tüchtiger, wohlgebildeter, stählerner und damit feiner es ist, desto prachvoller können wir es handhaben. Den letzten und höchsten Erkenntnissen können wir uns hier auf diesem Erdenstern nur nähern, so lange unser Leib der Seele als Träger dienstbar ist. Behandeln wir ihn darum nicht schlechter als ein Araber sein Pferd.

Ophe Bart.

Der Badenbart wird bald nur noch eine schöne Erinnerung sein, und mit dem Badenbart verschwindet auch der Schnurrbart, der die Haarpracht der Wangen so reizend ergänzte und vervollständigte. Die Männermode, die mächtiger und tyrannischer ist, als manche schöne Frau sich träumen läßt, hat sowohl den Vollbart wie auch den schneidigen Schnurrbart in Acht und Bann getan. Tausende und Abertausende von Jünglingen haben sich dem harten Geſetze der neuen Bartmode gefügt. Die anderen, die wie die Schafe Panurgs keine eigene Initiative haben, werden bald folgen. Den Zeitgenossen gefällt es eben, mit glatt rasiertem Gesicht herumzulaufen und auf die sichtbaren Zeichen der Männlichkeit zu verzichten. Mit der Bartlosigkeit ist es aber so eine Sache: während sie bei manchem die klassische Schönheit des Gesichtes offenbart, zeigt sie andere Profile in ihrer ganzen nackten Häßlichkeit. Aber was nützt das Protestieren? Mode ist eben Mode und der Mode hat man blind zu gehorchen.

Wem aber haben wir diese Mode zu verdanken? Ist sie ein Triumph der Anglomanie oder läßt sie erkennen, daß nicht nur auf der Bühne, sondern auch im Leben das Schauspielerei, das Komödiantentum zum Siege schreitet? Beides nicht, antwortete ein gelehrter Mitarbeiter des „Journal de Genève“: das Verschwinden des Bartes zeigt dem philosophisch geschulten Kulturhistoriker vielmehr, daß . . . Schopenhauers Ansichten, die man früher verschoben nannte, sich langsam aber sicher durchsetzen, und daß sein Einfluß auf die abendländische Welt von Tag zu Tag größer wird.

Schopenhauer haßte den Bart und wollte ihn radikal abgeschafft sehen. In seinen „Parerga und Paralipomena“ zieht er mit scharfem Geschütz, mit allen Waffen beißenden Witzes und galligen Spottes gegen ihn zu Felde. Er sieht in dem Vollbart das äußere Zeichen, das übliche Merkmal der Roheit, Plumpheit und Tölpelhaftigkeit. Die Länge des Bartes hielt — wenn man so sagen kann — stets gleichen Schritt mit den Triumphen des Barbarentums: je längere Bärte ein Volk liebt, desto barbarischer ist es. Wer weiß, ob das Wort „Barbarei“ nicht von „Barba“ (Bart) hergeleitet ist?

Die Philologen sollten sich die Sache einmal gründlich überlegen. Seine Glanzzeit hatte der Bart im Mittelalter, in diesem Milieu der Ignoranz und des rohen Kraftheimeriums. Man sagt gewöhnlich, der Bart sei des Mannes natürliche Zierde. Für Menschen, die noch im Ur- und Naturzustande leben, mag das gelten, nicht aber für zivilisierte Völker. Mit Recht und Ordnung und Kultur verträgt sich dieses Zeichen der tierischen Kraft nie und nimmer.

Nicht ein Schmuck ist der Bart, sondern ein Anhängsel, daß das Animalische im Gesicht des Mannes so recht in die Erscheinung treten läßt. Die Polizei würde sich selbst einen großen Dienst leisten, wenn sie den Bart, diese Halbmaske, ein für allemal verböte: der Bart macht dem polizeilichen Erkennungsdienst große Scherereien und ist unter Umständen einer Verkleidung gleich zu achten. So oder ähnlich philosophierte der Pessimist von Frankfurt am Main, und die Mode vom Tage, die den Bart ganz abschaffen will, ist eigentlich sein Werk und einer der größten Triumphe seiner Philosophie.

Talentvolle Kinder.

Ueber das talentvolle Kind läßt sich Theodor Paul Voigt in seinem bei Theodor Thomas erschienenen vortrefflichen Erziehungsbuch: „Mein Kind“, das man in jedem Hause finden sollte u. a. wie folgt aus: Unter Talent versteht man in Psychologie eine höhere Stufe der Begabung. Daß ein Kind talentvoll ist, dürfen wir Eltern ebenso wenig voraussetzen, wie, daß wir selbst es sind. Hat mein Kind besonderes Talent, so muntere ich es in der rechten Weise auf, ohne die Eitelkeit zu wecken. Dem einseitigen Talent darf die Anstrengung in den anderen Fächern, zu welchen es keine besondere Neigung hat, nicht erspart werden.

Das vielseitige Talent muß vor einer bedauerlichen Zerspaltung gewahrt und auf den hohen Wert der Tüchtigkeit in einem einzelnen Zweige ausdrücklich hingewiesen werden. Das „eingebildete“ größere Kind mache ich auf die Verdienstlosigkeit der natürlichen Begabung, sowie auf deren Schranken, auf die Talente anderer Kinder und auch auf die für den talentierten Menschen unerreichbaren Leistungen der Genies aufmerksam. Ueber ein weniger talentvolles, ja zunächst „talentlos“ erscheinendes Kind aber ärgere ich mich nicht, sondern behandle es mit gleicher Liebe, wie seine etwa vorhandenen „talentierten“ Geschwister. Ja, ich wende ihm meine besondere Sorgfalt zu; es können die Talente ja noch mit der Zeit erwachen!

Bei einem solchen Kinde habe ich das Recht, mich über seine Fortschritte als über die eigenen Früchte meiner Erziehungslust von Herzen und mit gutem Gewissen zu freuen. Eigentliche Bedeutung erlangt die verschiedene Begabung oder das sich mit der Zeit in der Schule oder im Hause äußernde Talent meist erst später bei der Berufswahl. In den höheren Schulen lassen sich in den Mittel- und Oberklassen, also wenn das Kind 12—16 Jahre alt ist, 2 Hauptrichtungen in dieser Beziehung unterscheiden: einmal eine höhere Begabung für Sprachen, Geschichte und Philosophie (die sog. Geisteswissenschaften); sodann eine besondere Begabung für Mathematik, Naturkunde und Erdbeschreibungen (exakte Wissenschaften).

Ein Kind aber, das in diese beiden Gruppen nicht hineinpaßt, zeigt vielleicht besondere praktische Talente (Handfertigkeit, Erwerbsinn, künstlerische Neigungen), so daß es frühzeitig die Schule verläßt und trotzdem im wirtschaftlichen, kommerziellen oder künstlerischen Leben ein begabter Mensch werden kann. Hat nun aber ein Kind selbst allerhand Talente — genügen diese für sich allein? Keineswegs. Die Hauptsache ist vielmehr, das Kind darauf zu verweisen, daß, um etwas wahrhaft großes zu leisten, niemals Genie allein genügt, vielmehr die sorgfältigste Ausbildung, der andauerndste Fleiß hinzukommen muß. Der materiale und formale Fleiß ist denn auch das sicherste Mittel, um mein Kind zu einem begabten Menschen zu machen und die Borniertheit von ihm fern zu halten. Durch Fleiß auf allen Gebieten wird das Kind nicht nur Wissen einsammeln, sondern wird auch ein im Leben brauchbarer Mensch werden.

Dies und das.

□ Wie viel Meilen tanzt der Mensch? Augenblicklich, da sich die Tanzlehrer zu einer Konferenz zusammengesetzt haben, um über die Fortschritte der Kunst Terpsichores zu beraten, dürfte vielleicht eine Statistik von Interesse sein, die aus Paris kommt, und in der der Statistiker und Choreograph Henry Gould versucht, die Tanzkunst durch mathematische Tabellen der Wissenschaft näher zu bringen. Nach der Berechnung Goulds ist der Walzer der am schwersten zu erlernende Tanz, und zu seiner Vollendung sollen Uebungen erforderlich sein, die, aneinandergereiht, 4 Stunden 10 Minuten ergeben. Dieser Zeit entsprechend ca. 50 Walzer, oder 7000 Schritte mit 7000 Umdrehungen, 14 000 Takte und 42 000 Fußbewegungen. Würde man sich stets in einer geraden Linie bewegen, anstatt die Drehungen auszuführen, so hätte man die respectable Strecke von 8750 Meter zurückgelegt. Das Erlernen des Volkstanzes muß bedeutend leichter sein, hierzu sind nur 28 Tänze à 4 Minuten oder 4000 Schritte, 9200 Takte, 2300 Umdrehungen und 18 400 Fußbewegungen notwendig, die einer Strecke von 4110 Metern gleichkommen, also nur die Hälfte des Walzers betragen. Seine statistischen Erfahrungen bezüglich der anderen Tänze hat Gould noch nicht bekannt gegeben, da er noch mit den Berechnungen beschäftigt ist. Sicher soll's aber jetzt sein, daß der Cafe-Walk noch mehr Anstrengung erfordert als die beiden vorgenannten Tänze.

□ „Tadellose Korporationen“. Treffende Worte über die heutzutage in den Korps und einzelnen Burschenschaften eingetragene Sucht nach öden Neußerlichkeiten fand, wie der „Hf. Blg.“ aus Aachen mitgeteilt wird, der Rektor der Technischen Hochschule, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. W. Borchers, anlässlich des Stiftungsfestes der Burschenschaft „Alania“. Seine Ansprache enthielt folgende Stelle: „Als altes Semester ist man ja leicht geneigt, von der guten alten Zeit zu schwärmen. Man hat gewiß auch früher so oft wie heute über die Stränge geschlagen, aber in der Ferne der Jahre sieht man die Einzelheiten nicht mehr und vielleicht ist meine Beobachtung nicht einmal zutreffend, daß es den Anschein hat, als legten heute einzelne wie ganze Korporationen der Studentenschaft unserer deutschen Hochschulen mehr als früher einen unnötig strammen Bügel an ihre akademische Freiheit durch zu hohe Bewertung gewisser Neußerlichkeiten und zu starkes Hervorheben eines offiziellen, die ungezwungene Lebensfreude fesselnden Lones. Wohin solche Neigungen führen, finden Sie sehr treffend skizziert in dem schönen Studentenspiel „Alt-Heidelberg“. In dem ersten Teil frisch pulsierendes Leben, voll heller Begeisterung für alles Schöne, was die akademische Freiheit bietet; im zweiten Teile eine im Neukeren, in Reden und Salamanderreiben ja tadellose

Korporation, bei deren Auftreten man sich aber unwillkürlich fragen muß, befinden sich die Bügelfalten der Hosen, der 150 Millimeter hohe Kragen, die selbstverständlich festen Hölzchen nur über den Gliedmaßen oder auch auf den Herzen dieser armen Kerle.“

□ Ein Konzert unter der Erde. Ein eigenartiges Konzert fand in Sondershausen kürzlich 700 Meter unter der Erde in dem Kalibergwerk „Glück auf“ statt. Dieses Bergwerk befindet sich in der Tiefe von 700 Metern einen wundervoll akustischen Saal. Kuppelartig ist er in Salz gehauen, und die Natur hat durch symmetrisch geordnete Adern des Gesteins für eine Dekoration gesorgt, die in ihrer Einfachheit großartig wirkt. Als Nische ist ein Raum für ein Orchester von 30 Musikern angebaut. Diese Grotte ist rot erleuchtet, während in dem 200 Personen fassenden Saal ein Leuchter mit Bogenlampen hängt. Das Konzert fand unter Mitwirkung hervorragender Solisten statt. Unter anderen spielte Wilhelm Bachhaus. Die ganze Konzertgesellschaft wurde mittels der Fördermaschinen innerhalb drei Minuten in die Tiefe befördert.

□ Der Gedankenleser. Zum seligen „alten Engel“ dem ehemals wegen seines schlagenden Witzes berühmten Inhaber des Krollischen Theaters am Königsplatz in Berlin, so erzählt die „B. Z. a. M.“, kam eines Tages ein „Künstler“, der ihm vorzuschlag in seinem Saale eine große Vorstellung im Gedankenlesen zu geben. — „Ich hab' nix dagegen“, meinte der geriebene Geschäftsmann in seinem falschesten Deutsch, „zählen Sie mir tausend Mark, und Sie können Gedanken lesen, soviel Sie wollen.“ — „Bardon, Herr Kommissionsrat“, erwiderte der Künstler, „ich habe mir die geschäftliche Seite der Sache anders gedacht. Ich schlage Ihnen vor, daß Sie mir Ihren Saal zur Verfügung stellen und dafür an der Einnahme mit einer Quote teilnehmen.“ — Der alte Fuchs kniff die Augen zusammen, tippte mit dem Finger an die Stirn, und indem er sich geringschäßig abwandte, fragte er mit vernichtender Ironie: „Und Sie wollen a Gedankenleser sein?“

□ Rauchende Königinnen. Die Zarin hatte, ehe sie nach Rußland kam, keine Ahnung von den Genüssen des Tabaks. Aber bald paßte sie sich der Gewohnheit der russischen Damen an und kam so sehr zu Geschmack, daß sie es heute jeden Tag auf ein ziemliches Quantum Zigaretten bringt. Allerdings kann sie sich, wenn es sein muß, einschränken. Im Gegensatz zu der Kaiserin-Witwe, bei der das Rauchen geradezu eine Leidenschaft geworden ist. Auch die Dichterin auf dem Throne, „Carmen-Sylva“, betrachtet das Zigarettenrauchen als ein äußerst beruhigendes Mittel für ihre Nerven und sie gesteht, daß sie niemals einen poetischen Gedanken zu Papier gebracht habe — ohne die Zigarette im Munde. Auch die Königin-Witwe von Spanien behauptet, daß sie beim Rauchen einer Zigarette besonders leicht und schnell denken könne. Und als sie noch Regentin war, hat sie zur Erleichterung ihrer zahlreichen Obliegenheiten oft zu diesem kleinen Hilfsmittel gegriffen. Auch die Königin Amelie von Portugal sucht sehr oft Trost und Beruhigung beim Rauchen einer Zigarette und trägt immer eine kleine Schachtel voll bei sich. Ihre Schwiegermutter, die Königin Maria Pia, verabscheut dagegen schon den Geruch des Tabaks auf das heftigste, vermutlich deswegen, weil sowohl ihr Gatte wie ihr Sohn, der jüngst ermordete König Carlos, immer übermäßig starke Zigarren geraucht haben sollen.

Die Skateteke.

a b c d die vier Farben. — V M H die drei Spieler.
V, der Vorhandspieler, verliert b-Handspiel auf folgende Karte:
a b d B, b A, K, D, 7; a D; c A; d 7

Französisch:



Die beiden andern hatten sogleich gepaßt. M hatte 24 Augen mehr als H in der Karte. Im Stat lagen 49, 8. Die Gegner kommen auf 71. Auch Großspiel wäre verloren gegangen; hierbei hätten die Gegner aber nur 61 erhalten. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Globes in Wiesbaden.
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers
Konrad Repbold in Wiesbaden.